Die stille Stadt [Schluss]

Autor(en): **Sutermeister, Eugen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstummen-Zeitung**

Band (Jahr): **21 (1927)**

Heft 23

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-922730

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

heit, besonders der Kinder, hat in dem Lecken von Marken und anderen gummierten Papieren seine Ursache, und es fragt sich sehr, ob nicht ein gewisser Prozentsatz der von den Aerzten Leucoplacia genannten weißlichen Belege am Zungenrand Erwachsener, welche Erscheinung zweifellos bisweilen mit dem später auftretenden Zungenkrebs nicht außer Zusammenhang zu stehen scheint, hierauf zurückzuführen ist. Auf alle Fälle ist das Lecken an gummierten Flächen, sowohl vom ästhetischen wie gesundheitlichen Standpunkte auf das schärfste zu verurteilen, und man sollte sich zu diesem Zwecke nur eines Pinsels oder eines Schwämmchens oder anderer so reichlich vorhandener Hilfsmittel bedienen.

Zur Unterhaltung

Die stille Stadt.

Von Eugen Sutermeister. (Schluß.)

Beinahe hätte Richard die Zeit des Theaterbeginns verpaßt, weil das Schlagwerk sämtlicher Turmuhren stillegelegt war; es hatte ja keinen Wert mehr. Auch die Glocken schwiegen ganz. Man war auf seine Taschenuhr allein angewiesen. Richard fand das Theater ziemlich besetzt; zuerst wurde ein Ballet gegeben, natürlich ohne Orchester und ohne jede Musik; aber die Melodien, den Takt wußte man noch auswendig. Auf die Dauer langweilte es jedoch, so ohne alle Töne, und den Tänzerinnen und Tänzern fehlte ein gewisser, begeisternder Schwung. Man ging deshalb bald zu dem Drama über. Das war eine preisgekrönte Arbeit, eigens für den gegenwärtigen Zustand des Publikums verfaßt. Es war eigentlich nichts als eine Reihe von „lebenden Bildern", verbunden mit vielen Pantomimen, die wohl kaum alle verstanden wurden. Richard verwunderte sich im stillen, daß die Leute sich das Strafgericht nicht so sehr zu Herzen gehen ließen und sich noch amüsieren konnten. Aber einesteils wollten sie vielleicht auf einen Augenblick ihr Unglück vergessen, und anderenteils: wer die Menschen kennt, weiß, wie hinter der Maske der Fröhlichkeit eine tiefe Trauer sich zu verbergen sucht.

Als Richard nach dieser sonderbaren Vorstellung auf dem Heimweg, auf den stillen Straßen an stillen Häusern und stillen Leuten vorübergehend, sich bedachte, was er alles dem Gehör zu verdanken habe, schlug ein hämmerndes und knackendes Geräusch aus einer finstern Nebengasse an sein Ohr. Er ging ihm nach und spähte, so gut er im Finstern konnte, nach der Ursache. Und was mußte er entdecken? Ein paar sehr verdächtig aussehende Männer arbeiteten in aller Ungeniertheit an einer Haustüre, um sie unter dem Schutz der allgemeinen Taubheit zu erbrechen, und ihre eigene Taubheit hatte sie doch Richard verraten. Er holte heimlich ein paar Schutzleute, die ahnungslos in allernächster Nähe patroullierten, gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, um was es sich handle, und suchte kopfschüttelnd eine Herberge auf. Er fand bestätigt, was er in jener Gaststube gelesen hatte, eine lange Jeremiade über die immer häufigeren und frecheren Diebstähle, die man so schwer entdecken konnte, eben wegen des Nichthörens.

Am andern Morgen merkte Richard auch, welch eine Unordnung im öffentlichen Leben eingerissen war, z. B. weil so viele Leute an einen Weckerglockenschlag, an eine Uhr oder an Klopfen und dergleichen gewöhnt waren, so wurde jetzt die Zeit gar zu leicht verschlafen, man kam zu spät aufs Bureau, verspätete sich bei Gerichtsterminen, Kinder versäumten den Schulunterricht, der, nebenbei gesagt, ausschließlich schriftlich war. Meister hatten Verdruß mit Arbeitern, die keine Uhren hatten. Oft lange vor der Zeit verließen sie ihren Arbeitsplatz draußen, in der Befürchtung, zu spät zum Essen heimzukommen oder die Speisen Bringenden nicht zur rechten Zeit am rechten Ort zu treffen, während ihre Angst, den Beginn der Arbeit zu verfehlen, nicht so groß war. Und was brauchte es oft für Mühe und Zeit, bis zwei, die just weder Papier noch Bleistift bei sich hatten, sich endlich verständigen konnten. Kurz: es gab eine Kalamität nach der andern; Handel und Wandel lagen darnieder, man schrie nach Erlösung.

Aber wie alles seine Lichtseite hat, so auch dieses. Es gab z. B. wenig Prozesse mehr, ein solcher war immer mit zu viel Hindernissen und Umständen verbunden, und so war man eher zu gütlichen Rechtsvergleichen geneigt. Man ließ sich auch durch den Augenschein viel leichter als früher durch die Ohren bewegen, dem Elend beizustehen. Und wo man früher blind oder gleichgültig war, hatte man nunmehr Augen für alles, weil man allein auf diese angewiesen war. Hausfrauen z. B. sahen

fleißiger in Küche und Keller nach, weil sie sich auch nicht mehr durch das Gehör vom Dasein und vom Arbeiten der Dienstboten überzeugen konnten. Da keinerlei Zerstreuung durch das Ohr stattfand, so war man auch empfänglicher für stille Einkehr, und das war der erste Schritt zur Umkehr und zur Erlösung.

In seiner Herberge war Richard, als er fortgehen und bezahlen wollte, unfreiwillig Zeuge gewesen, wie die Herbergsmutter, die ihn nicht eintreten hörte, am Bett ihrer Kindlein weinte und laut jammerte: sie möchte, ach! nur ein einziges Mal wieder ihr kindliches Lallen und süßes Lachen vernehmen oder auch nur ihr Schreien; es drücke ihr schier das Herz ab, daß auch sie taub seien, und das um ihretwillen, sie wisse sich ja schuldig, wolle aber gerne ihre Taubheit für ihr ganzes Leben behalten, wenn nur dafür ihre Kinder wieder hörend würden! Das griff Richard sehr ans Herz.

Nach allem dem fiel es ihm doppelt auf, als eben auf der Straße der erste — fröhliche Mensch erschien. Es war ein kleines Mädchen an der Hand eines größeren Knaben, augenscheinlich seines Bruders, das immerfort und strahlenden Gesichts und wie verrückt das eine rief: „Ich höre! Ich kann hören! Ich höre! Ich höre!“ Neugierig hielt Richard das Mädchen an und fragte, wie es gekommen sei, daß es wieder höre. Auf einige Zeichen der Angeredeten, die offenbar noch nicht viel sprechen konnte, nahm der Bruder für sie das Wort: „Nicht doch, sie hört nicht wieder, sondern zum ersten Mal! Meine liebe Schwester da war zuvor das verachtetste Kind in der ganzen Stadt. Und kannst du dir denken warum? Bloß weil es taubstumm gewesen ist und „nicht so war wie andere Leute“. Die Schuljugend schnitt hinter ihr her die abscheulichsten Gesichter, drehte lange Nasen und sagte ihr die bösesten Schimpfnamen. Und es belustigte sie sehr, daß sie nichts von alledem merkte, ja sie wurde sogar schon ein paarmal auf der Straße umgestoßen und dann vom Schuldigen aus einem Versteck angerufen und verhöhnt, daß er es gewesen sei. Und nun hat Gott die Schwester hörend gemacht, um ihnen zu zeigen: Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Da schlug Richard an seine Brust, eingedenk so mancher Schmähung und Beleidigung, die auch er schon schwachen und gebrechlichen Mitschülern angetan hatte, sein böses Gewissen ließ ihn befürchten, daß er auch hier sein Gehör verlieren könnte. Er hatte nun genug gesehen und gehört! Eiligst kehrte er der traurig-stillen Stadt den Rücken, und als er nach einer längern Irrfahrt zu Hause anlangte, war er herzlich froh, sich wieder unter normalen Menschen, unter normalen Zuständen zu befinden. Aber manche Lehre zog er sich aus dem Erlebten, er bedachte viel mehr mit dankendem Herzen, wie viel Gutes er in seinem gesunden Gehör besaß mit all seinen segensreichen Folgen und er hütete sich, wegen unangenehmen Nebensächlichkeiten das Kind mit dem Bade auszuschütten, wie man zu sagen pflegt. Auch bemühte er sich, seine Gaben nur zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen zu verwenden und empfand ein verständnisvolles Mitleid mit den weniger Glücklichen. Er verwarf die törichte und herzlose Anschauung, die nur Gedankenlosigkeit und Selbstsucht erzeugen kann, daß einer, weil er um irgend einen Sinn oder ein Leibesglied ärmer sei, auch eine Stufe tiefer stehe und ein Anlaß zum Spott sei, gerade als ob die Vollsinnigkeit und körperliche Vollkommenheit ihr eigenes Werk wäre und die andern nur aus purer Dummheit sich selber mit dem Gebrechen belastet hätten.

Nach einiger Zeit durfte Richard vernehmen, daß den Bewohnern der „stillen Stadt“, je mehr sie sich besserten, auch in dem Grade die Ohren allmählich wieder aufgetan worden seien. Aber in mancher Beziehung blieb die Stadt in einem guten Sinn stiller, als sie früher war.

Weihnachtsbitte.

Mein Herz eilt dir entgegen,
Du liebster Heiland mein,
Und fleht um deinen Segen:
O kehre bei mir ein!

Ich bin ja ganz verloren,
Willst du nicht Helfer sein,
Du bist für mich geboren,
Drum kehre bei mir ein!